

Valdis Aboliņš, ein linker lettischer Exilant, Internationalist und Kurator, kann wiederentdeckt werden

Wünsch dir was: eine harte Linke

Von Matthias Reichelt

Joseph Beuys holte sich eine blutige Nase. Am 20. Juli 1964 veranstaltete er eine berühmte Performance im vollen Audimax der Technischen Hochschule in Aachen und ruinierte dabei mit einem Spritzer Salzsäure die Hose eines Studenten, der dem Fluxus-Künstler daraufhin zornig einen Faustschlag versetzte.

Diese Performance war Teil vom »Festival der Neuen Kunst«, das eher zufällig auf den 20. Jahrestag des gescheiterten Hitler-Attentats gelegt worden war. Die Liste der Beteiligten liest sich wie ein Who is Who der Fluxus-Bewegung, die gerade vier Jahre zuvor von George Macunias begründet worden war: Mit dabei waren unter anderem Eric Andersen, Stanley Brouwn, Henning Christiansen, Robert Filliou, Ludwig Gosewitz, Arthur Köpcke, Tomas Schmit, Ben

Aboliņš war aktiv in lettischen Exilkreisen, teilte er aber nicht den Romantizismus und Antikommunismus.

Vautier, Wolf Vostell und Emmett Williams. Organisiert hatte dieses Gipfeltreffen der Kunst-Avantgarde der damalige Architekturstudent Valdis Aboliņš, der damals der Kulturreferent des AStA war. Seitdem er in Köln auf einem Konzert von John Cage und Merce Cunningham gewesen war, begeisterte er sich für avantgardistische Kunst.

Die Familie des 1939 in Liepāja (Liebau) geborenen Aboliņš war 1944 vor der Roten Armee aus Lettland nach Köln geflohen. Aboliņš hatte den Status eines »Heimatlosen Ausländers«, zählte also zu den »Displaced Persons« und wurde aktiv in lettischen Exilkreisen, ohne aber den dort verbreiteten Romantizismus zu teilen. Und auch nicht den aus der Nazi-Zeit tradierten Antikommunismus, die Staatsdoktrin in Westdeutschland unter Adenauer. Aboliņš war dafür nicht empfänglich und zeigte stattdessen Interesse an der Frankfurter Schule und an der unorthodoxen Linken. Als Kulturreferent des AStA konfrontierte er die Studierenden mit Pop Art, kritischem Realismus und den Wiener Aktionisten. Auf seine Einladung hin reizte beispielsweise Günter Brus die Grenzen aus, als er die menschliche Existenz zwischen Geburt und Tod anhand von allen möglichen Köperausscheidungen thematisierte.

1966–1967 organisierte Valdis Aboliņš in der von ihm mitgegründeten Galerie »Aachen Happenings«, Konzerte und Ausstellungen, u.a. mit

Hans Peter Alvermann, Chris Reinicke und Jörg Immendorf. Von 1975 bis zu seinem frühen Tod im Frühjahr 1984 bekleidete er schließlich die Position des geschäftsführenden Sekretärs in der linken Neuen Gesellschaft für Bildende Kunst (NGBK) in Westberlin und setzte sich dort auch für einen Kulturaustausch zwischen Lettland und Westberlin ein. Mit der Community aus Intellektuellen und Künstlern in und außerhalb Lettlands war er in engem Kontakt, allgemein ging es ihm um den Kontakt zwischen progressiven, avantgardistischen Künstlern über die Blockgrenze hinweg. Unter Aboliņš Ägide fand eine bemerkenswerte Ausstellung zur frühen und von der Oktoberrevolution inspirierten sowjetischen Avantgarde statt. Ihm gelang es auch, die wichtige lettische Malerin Maja Tabaka für ein DAAD-Stipendium ins Künstlerhaus Bethanien zu holen, wo sie unter anderem Wolf Vostell und die Autorin Ginka Steinwachs kennenlernte, die sie beide in Gemälden verewigte.

Aboliņš war eine schillernde Figur und die wohl interessanteste Führungspersönlichkeit in der 50-jährigen Geschichte der NGBK, die aber mittlerweile fast vergessen ist. 2019 wurde ihm in Riga vom Lettischen Zentrum für zeitgenössischen Kunst eine außergewöhnlich voluminöse und zweisprachige Publikation (auf Lettisch und Englisch) gewidmet.

Im linken Milieu der Mauerstadt, in der Folge von 1968 geprägt von Kunst, Politik, Avantgarde und Punk, fiel Aboliņš schon allein durch seine Kleidung auf. Ob im damaligen NGBK-Büro in der Hardenbergstraße 9, bei Vernissagen oder Punkkonzerten im SO36 in Kreuzberg oder in den frühen Morgenstunden im Cafe M in Schöneberg, stets war der trinkfeste Aboliņš im dreiteiligen grauen Anzug mit breitkrempigem schwarzen Hut unterwegs. Mit dem Chic eines Bohemiens setzte er sich vom verbreiteten Dresscode aus Punkfrisuren und zerschlissenen Jeans ab. Immer dabei hatte er seine Herrenhandtasche mit dem Tabak Schwarzer Krauser, Papier und einer Nagelschere, um den überschüssigen Tabak abzuschneiden.

Mit großem Talent hielt er die Kulturszene in Comics fest und versandte Mail Art mit dadaistisch angehauchten Texten. 1969 wünschte er in einem Kartengruß an einen exillettischen Freund im ironischen Agitprop-Stil der »Reaktion eine harte Linke«. Später pflegte er besonders regen Austausch mit dem Maler Dieter Masuhr, der sich zur Unterstützung der Sandinisten in Nicaragua aufhielt.

Um Leben und Werk von Aboliņš breit auszubreiten, haben sich die Herausgeberinnen Ieva Astahovska und Antra Priede-Krievkalne quer



Ein ganz eigener Chic: Valdis Aboliņš 1983 mit zwei Frauen im Kreuzberger Stil der Zeit. Foto: Janis Kreicbergs/Courtesy Alise Tifentale

durch dessen Archiv aus Briefen, Texten und Zeichnungen gearbeitet. In mehreren Beiträgen erinnern sich Freunde und Begleiter an diese illustre wie einflussreiche Persönlichkeit. Barbara Straka, die ehemalige Direktorin der Hochschule für Bildende Kunst Braunschweig, bezeichnet Aboliņš als ihren Mentor und rekapituliert ihre Zusammenarbeit mit ihm im »RealismusStudio« der NGBK. Die vielen Ausstellungen mit Kunst aus der UdSSR und Lettland wären –

so Straka – ohne den Einsatz von Aboliņš überhaupt nicht möglich gewesen.

Maruta Schmidt, wie Aboliņš eine Exil-Lettin und 1978 Mitbegründerin des einflussreichen linken Verlages Elefant Press, kannte Valdis bereits in den 1960er-Jahren und erinnert an ihn auf berührende Weise. Nicht ohne Stolz berichtet sie, wie sie half, Aboliņš als Geschäftsführer der NGBK gegen die Widerstände anderer linken Fraktionen im Kunstverein

durchzusetzen. Als Intellektueller war Aboliņš zwar seiner lettischen Herkunft und Kultur sehr verbunden, in seiner Gesinnung aber ein absolut linker Internationalist.

Ieva Astahovska und Antra Priede-Krievkalne (Hg.): Valdis Aboliņš. The avant-garde, mailart, the New Left and cultural relations during the Cold War. Latvian Centre for Contemporary Art Riga, 664 S. mit zahlreichen Abbildungen in S/W und Farbe, 20 €.

Thomas Kapielski

Westberliner Ulknudel

Von Frank Willmann

Die Westberliner Ulknudel ist zurück: Gemeint ist niemand anderes als Thomas Kapielski, Kreuzbergs berühmtester Nasenflötist und Allroundkünstler, der in den 90ern das Feuilleton unsicher machte. Seitdem wirft er regelmäßig altersstarrsinnige Bücher über medialen Zaun, in denen er seine aus der Zeit gefallene Welt-sicht ausbreitet, um des Lesers Gunst zu erlangen.

Der Suhrkamp Verlag hat dem Außenseiter des Kulturbetriebs auf einem angemessenen Ruhe-kissen platziert, von dem aus er immer noch das rostige Fallbeil im kalten Kosmos schwingt. »Kotmörtel«, der »Roman eines Schwadronörs« (Untertitel) ist ein bunter Mix aus Karl Dall, Kant und Goethe, in dem sich Kapielski mit den Schrecknissen beschäftigt, die einem hochanständigem Klinkenputzer auf einer Zugfahrt (und Drumherum) von Schweinfurt nach Grollstadt-Sauger geschehen können – wenn nicht müssen!

Frowalt Hiffenmarkt ist dieser Vertreter für seltsame Sanitärartikel, der in seinen Kerkeraufzeichnungen über seine Geistes- und Geisterwelt, nebst treuer Frau und seinem großen Hobby, dem Aufschreiben, berichtet. Letzteres bietet ihm Schutz in einer bitterbösen Welt, die vor Feminismus und Sozialismus nur so strotzt, was ihm sehr mißfällt. Zuspruch findet er bei seinem Herzenspolizisten Röhr in grundseltamen Verhören. Mit dem ehemaligen Kommunisten freut sich Frowalt über alle guten Dinge, die einen alten weißen Mann glücklich machen: Lektüre aus vergangenen Jahrhunderten, Bier, dankbare Frauenarme, eine Welt ohne Sozialismus und Fußball (ungefähre Reihenfolge).

Geschulte Kapielski-Leser werden daran ihre Freude haben, weil der Meister immer wieder versteckte Botschaften seines Frühwerks hervorlugen lässt. Auch diverse Kneipenkumpane und Kleinkunstschaffende aus verwehten Westberliner Tagen erscheinen als trunkene Geister. Von diesem lieblichen Buch empfehle ich über einen längeren Zeitraum häppchenweise zu naschen. Dem Neuleser rate ich vor der Lektüre zu einem mehrjährigen Kapielski-Crashkurs, um dessen Kosmos kapieren zu können.

Thomas Kapielski: Kotmörtel. Roman eines Schwadronörs. Suhrkamp, 410 S., br., 20 €.

Neuer »Drecksack«

Alles für Bukowski

Am 16. August ist der 100. Geburtstag von Charles Bukowski, der vor allem ein sehr guter Dichter war. Die von Florian Günther herausgegebene Literaturzeitschrift »Drecksack« hat »Buk« nun eine ganz hervorragende Extra-Ausgabe gewidmet, denn er bedeute »vielen unserer Drecksack-LeserInnen und -AutorInnen (...) mehr als jeder andere Schriftsteller«, wie Günther im Editorial schreibt. Warum? »Er verfügte über keine wirklich klar umrissene Poetik, aber Intuition«, betont Frank Schäfer, »Schreiben war für Bukowski ein großes Individuations- und Selbstbehauptungsprogramm«. An dessen deutscher Rezeption der Übersetzer Carl Weissner durchaus künstlerisch herumgeschraubt hat, wie hier nochmals klar wird. Es gibt u.a. Gedichte von Franz Dobler, Gerd Adloff und Silke Vogten, ein Interview mit dem Maro-Verleger Benno Käsmayr, Hinweise zu »Bukowskis Frauen« und sogar ein Poster. (Nr 3/20, 4,50 €, www.editions-luekk-noesens.de). nd

Manfred Mugrauer: Die Politik der KPÖ 1945–1955. Von der Regierungsbank in die innenpolitische Isolation. Vandenhoeck & Ruprecht, 833 S., geb. 75 €.

Vom Framing gegen die österreichischen Kommunisten: Ein dickes Buch zur Nachkriegsgeschichte der KPÖ

Wer gegen Preiserhöhungen protestiert, ist Putschist

Von Sabine Fuchs

Die österreichischen Nachkriegsgeschichte ist bekanntermaßen ganz anders verlaufen als die deutsche: Österreich wurde im April 1945 als Staat mit eigener Regierung wiedergegründet, die Hauptstadt Wien von den vier Besatzungsmächten gemeinsam verwaltet und eine Teilung des Landes stand nie zur Debatte – auch nicht von Seiten der sowjetischen Besatzungsmacht oder der KPÖ, wie der Historiker Manfred Mugrauer nachweist.

Tatsächlich war die KPÖ am Ende des Zweiten Weltkriegs einer der wichtigsten politischen Akteure des Landes. Warum also ist es der Partei, die eine herausragende Rolle im Widerstand gegen die Nationalsozialisten gespielt hat und als Gründungsmitglied der Zweiten Republik in den ersten beiden Nachkriegsregierungen vertreten war, nicht gelungen, längerfristig Einfluss auf die politi-

sche Entwicklung zu nehmen? Mugrauer zeigt, dass die Partei auf lokaler und kommunaler Ebene und auch innerhalb der Betriebe viele politische Erfolge erzielen konnte, und zwar nicht nur in der sowjetischen Besatzungszone. Doch die tatsächlich herrschenden Kräfte, die konservative ÖVP und die Sozialdemokraten, waren aus machtpolitischen Kalkül daran interessiert, die Bedeutung der KPÖ zurückzudrängen. Dazu kam ab den späten 1940er Jahren die Blockbildung des beginnenden Kalten Kriegs – auch international wurde der antifaschistische Grundkonsens der ersten Nachkriegsmonate von zunehmendem Antikommunismus abgelöst.

Auch das trug dazu bei, dass ÖVP und SPÖ ein frühes Beispiel dessen gelang, was man heute wohl als erfolgreiches Framing bezeichnen würde: das geschickte Anknüpfen an vorhandene, möglichst vorurteilsbelastete Deutungsmuster zum Erreichen

Die KPÖ war schon bei Kriegsende in aussichtsloser Lage, vom Autor als »No-Win-Situation« beschrieben.

eines politischen Ziels. In der österreichischen Geschichte hat es kaum eine Phase gegeben, in der Antikommunismus nicht Teil der herrschenden Ideologie war, während des Nationalsozialismus wurde er noch um eine rassistische Komponente erweitert. Daran knüpften ÖVP und SPÖ an, wenn sie die KPÖ immer wieder als »Russenpartei« und »verlängerten Arm der Sowjetunion« bezeichneten.

Der konsensuale antikommunistische Furor fand, wie Mugrauer akribisch belegt, auch in die Geschichtsschreibung Eingang, selbst dort, wo er wissenschaftlich längst widerlegt war. Ein besonders hartnäckiges Beispiel ist die »Putschthese« zum Oktoberstreik von 1950. Die Streikbewegung, spontaner Ausdruck eines schon länger gärenden Unmuts über Preiserhöhungen und Reallohnverluste, wurde von ÖVP, SPÖ und vom sozialdemokratisch dominierten Gewerkschaftsbund als »langfristig geplante kommunistischer Putschver-